

„Österreicher par excellence“ ... Joseph Roths Beamte und Offiziere.

Daniela Blahutková

Er glitt und sank. Er fühlte sich auch gleiten und sinken. Er hätte gerne mit jemandem darüber gesprochen [...]. Aber es war ihm, als sei er zu stumm und zu stumpf, um das Richtige und das Wahre sagen zu können. Er schwieg also. Und er trank.¹

In folgender Studie werden drei „österreichische“ Romane Roths behandelt: *Der Radetzkmarsch*, *Das falsche Gewicht* und *Die Geschichte der 1002. Nacht*. Stellt man sich die Frage, welchem dieser Romane das obige Zitat entstammt, kann mit Recht an alle drei gedacht werden. Denn die beschriebene Konstellation – Verfall, Sprachlosigkeit und Trunksucht – ist paradigmatisch für kaiserliche Beamte und Offiziere, deren Existenz und Status eng an die untergehende Habsburger Monarchie gebunden sind.

Lucien Goldmann charakterisiert die literarische Gattung des Romans in Anlehnung an Georg Lukács durch den Gegensatz zwischen einem ‚problematischen Individuum‘, das nach authentischen Werten sucht, und einer Gesellschaft, die diese Werte nur auf eine degradierte, vermittelte Weise vertritt und das Authentische auf die Ebene des Impliziten zurückdrängt. Das Individuum aber ist von der Gesellschaft nicht ganz zu trennen, deshalb gerät auch seine Suche nach dem Authentischen selbst zu etwas Nicht-Authentischem, Degradiertem (GOLDMANN 1984). Roths Figuren, das sieht der Leser klar, agieren auf dieser Ebene. Dass aber auch sie dies wissen oder zumindest ahnen und ihre eigene Suche als vergeblich betrachten, findet nicht immer eine befriedigende Deutung. So wird z.B. der letzte Trotta aus dem *Radetzkmarsch* traditionell als dekadenter Schwächling gesehen und seine Unfähigkeit, mit der Familientradition zu brechen, als Verfehlung und Kern seines Unglücks interpretiert. Man argumentiert dabei mit den individuellen Eigenschaften Trottas, lässt aber den Hintergrund des rothschen Ethos beiseite. Noch deutlicher wird dies in den Interpretationen des Eichmeister Eibenschütz aus *Das falsche Gewicht* und des Baron Taittinger aus *Die Geschichte der 1002. Nacht*, wo der Mechanismus des Untergangs völlig unklar und verhüllt zu sein scheint.

¹

Roth, Joseph: Die Geschichte der 1002. Nacht. – In: Ders. (1991/6: 389).

Roth war zweifellos ein ‚Spezialist für verlorene Menschen‘. Aber mit welchen Konsequenzen für die Gestaltung seiner k.k. Figuren? Margaret Willerich-Tocha (1984: 199) stellt sich mit Recht gegen den traditionellen Zugriff auf den Romancier Roth, der diesen einseitig als Chronisten Österreichs darstellt und „das Bild eines konservativen, kaisertreuen Menschen“ konstruiert, „der aufgrund des Elends der Gegenwart die Vergangenheit verklärt und damit aus der Gegenwart flieht.“ Während dieser Rezeptionsstrang das Märchenhaft-Idyllische in Roths Prosa und den apologetischen Aspekt seines Österreichbildes hervorhebt, verweisen Willerich-Tocha und vor allem Claudio Magris (1974) auf Roths scharfsinnige Thematisierung des Ambivalenten und Brüchigen der Welt Altösterreichs. Den kritischen Ansatz seiner Romane führen beide dabei auf seine ostjüdischen Wurzeln zurück. Roths Sehnsucht nach Vergangenheit gelte nicht der bürgerlichen *Austria felix*, wie oft in Bezug auf den *Radetzky* oder *Die Geschichte der 1002. Nacht* wiederholt, sondern der verlorenen Welt des österreichischen Ostjudentums.

Diese These wird ausführlich bei Michael Franz Georg Knittel (1986) untersucht. Auf der Grundlage der Analyse mehrerer Romane Roths spricht Knittel von einem rothschen Individualismusbegriff, der sich in seiner religiösen Fundierung von dem bürgerlichen, rationalistisch-aufklärerischen und im Kern areligiösen Individualismus unterscheidet. Vor allem im Frühwerk werde der bürgerliche Typus oft karikiert und mit einem starken jüdisch-slawischen Gegenüber konfrontiert.² Tatsächlich gilt für das gesamte Werk, dass positiv und lebensfähig nur ostjüdische, nichtassimilierte Figuren erscheinen (Kristianpoller, Mendel Singer, Manes Reisinger). Die Eigenschaften und Werte, für die diese Figuren stehen, sind jedoch am Schwinden begriffen und werden zunehmend mit der Welt der Väter oder Großväter assoziiert, d.h. mit der Vorgeschichte der Romane, die dann den Verfall bzw. das Nicht-Vorhandensein dieser Werte thematisieren.

Der Schauplatz der späten Romane Roths ist Österreich, wobei der Donaumonarchie eine ganz bestimmte Bedeutung und Funktion in dem „epischen Universum“³ des Autors zukommt. Sie erscheint als (geistiger) Raum zwischen den beiden Polen des rationalistischen Abendlands und des religiös orientierten Ostens⁴. Der schleichende Prozess der Säkularisierung, mit dem u.a. Nationalismus, Verlust der kaiserlichen Autorität, „Umwertung aller Werte in Bör-

² So beispielsweise das Gegensatzpaar Paul Bernheim – Nikolai Brandeis in *Rechts und Links*, Theodor Lohse - Benjamin Lenz in *Das Spinnennetz* u. a. Knittel (1986) weist aber auch darauf hin, dass Roths frühe Figuren aus dem Osten ebenfalls ambivalent dargestellt werden.

³ Zum Gebrauch dieses Begriffs vgl. BRONSEN (1974).

⁴ Hiermit ist das ostjüdische und das russische bäuerlich-slawische Milieu gemeint, nicht das spätere postrevolutionäre Russland. Den sowjetischen bürokratischen Kollektivismus hielt Roth für eine neue Art der Bürgerlichkeit - vgl. dazu z.B. FREY (1983: 66f.).

senwerte“ (ROTH 1970: 104) einhergehen, zeigt diesen Raum aber zunehmend als Raum des Verfalls. Anders gesagt:

Roths Sehnsucht gilt dem Habsburger Reich, insofern es eine - wenn auch schwache - Kopie der Hierarchie des Gesetzes ist, und die Zersetzung des Reiches wird unter religiös-jüdischer Perspektive gesehen. Sie erscheint dann als ‚Gleichnis vom Verlöschen des Heiligen‘. Die bürgerliche Kultur, der die scharfe Kritik des Schriftstellers gilt, entsteht für Roth aus dem Zerfall dieser Tradition des Reiches, das durch religiöse Werte konstituiert war. (WILLERICH-TOCHA 1984: 209)

Roth selbst erklärte seine kulturpessimistische Einstellung in seinem am 12.6.1936 gehaltenen Vortrag *Glauben und Fortschritt* (ROTH 1976/4: 632–646), wo er zwischen dem *horizontalen* Charakter der herrschenden technischerationalistischen Fortschrittsvorstellung und der *vertikalen* Linie der geistigen Situation unterscheidet. Obwohl er mit seinen radikalen politischen, religiösen und philosophischen Ansichten oft auf Ablehnung stieß, ist nicht zu übersehen, dass seine Kritik des instrumentellen Vernunftbegriffs und seine antipositivistische Sicht der Geschichte im Grunde mit den philosophischen Positionen der Frankfurter Schule (Horkheimer, Benjamin⁵) konvergieren und dass dieses in seinen Romane präsenste Denken in einen breiteren kulturkritischen Kontext des 20. Jahrhunderts gehört.

Roths Ethos ist im Großen und Ganzen antibürgerlich. Wenn man mit Jürgen Habermas das klassische bürgerliche Milieu als Sphäre privater Autonomie denkt, die auf ökonomischer Selbständigkeit der vom Hof unabhängigen Warenbesitzer basiert, stehen Roths Figuren meist am Rande oder außerhalb dieser Verhältnisse. Seine k.k. Beamten und Offiziere leben in ärarischen Strukturen und in direktem Bezug zu ihrem Kaiser. Der bürokratische Geist Altösterreichs wird hier zur Perfektion geführt - was für Menschen sind der Bezirkshauptmann Trotta oder Graf Morstin privat? Selbst in ihrem intimsten Bewusstsein sind sie Beamte und Diener des Kaisers, dessen Macht sie repräsentieren:

[...] so haben wir im Hause und bei der vom Hausherrn geübten Gewalt eben mit einer öffentlichen Gewalt zweiter Ordnung zu tun, die gewiss im Hinblick auf die ihr übergeordnete des Landes eine private ist, aber doch in einem sehr anderen Sinne als in einer modernen Privatrechtsordnung.⁶

Roths Österreicher ist Kaiserdiener, d.h. der Repräsentierende, nicht der Autonome. Das Repräsentieren jedoch bezieht sich in letzter Instanz nicht auf den Kaiser, sondern das Göttliche. Die bei Roths ostjüdischen Figuren unmittelbare Beziehung Gott – Mensch läuft über eine Zwischenstufe: „Unser Kaiser ist ein

⁵ Knittel (1986: 3–7) zeigt die Konvergenz zwischen Benjamins Begriff des Eingedenkens und Roths Auffassung der Geschichtsschreibung.

⁶ Habermas' Definition der Privatheit im feudalen, vorbürgerlichen Milieu. Vgl. HABERMAS (1990: 59).

weltlicher Bruder des Papstes, es ist Seine K.u.K. Apostolische Majestät [...]“ (ROTH 1991/5: 290), sagt Graf Chojnicki im *Radetzky*. Ein treuer Kaiserdienst kann als mittelbarer Gottesdienst verstanden werden – Roths Beamten, ‚die Spartaner unter den Österreichern‘, sind dann gewissermaßen weltliche Brüder seiner frommen ostjüdischen Gerechten.

Der Prozess der Säkularisierung gleicht in einem so gedachten Kosmos einer Katastrophe. Und Roths Österreich-Romane spielen tatsächlich in der Atmosphäre einer um sich greifenden Katastrophe, mag sie auch noch so latent sein und nur im Hintergrund spürbar. Das gilt für den *Radetzky* wie ebenso für *Das falsche Gewicht* – einen Roman, der Roth den Vorwurf der Flucht ins Irrationale einbrachte. Die Untergangsgeschichte des k.k. Eichmeisters Eibenschütz kann letztlich nur anhand der die Romanhandlung überschreitenden Kontextes des rothschen epischen Universums konsistent beschrieben werden. Auch für *Die Geschichte der 1002. Nacht* ist der Grundgedanke von einer lebensfeindlichen und lebenszerstörenden Ordnung von entscheidender Bedeutung – wird dies nicht berücksichtigt, entsteht paradoxerweise das Bild einer ‚unkomplizierten Welt des Friedens und der Unschuld‘ (WILLERICH-TOCHA 1984: 199). Roths kaisertreue Figuren sind unschuldig und ihre Schicksale erscheinen tragisch in dem Maße, wie sie einen Gegensatz der faustischen Hybris verkörpern. Die Utopie einer geschichtslosen Idylle mit einer ausgeglichenen Beziehung zwischen Gott und Mensch, zwischen dem Kaiser und den Völkern klingt in diesen Figuren an – aber nur flüchtig, als unerfüllbarer Traum, der in der Wirklichkeit degradierte Formen annimmt. Alle Figuren Roths sind andererseits an ihrem Unglück mitbeteiligt, indem sie unwahre, falsche Werte verabsolutieren und sich an ihnen orientieren. Das Tragische schwingt ins Ironische um, der Gottesdienst in Götzendienst, Autorität in Verachtung – nicht nur Eibenschütz, sondern auch die Trottas, Taittingers, Zippers haben falsche Gewichte.

Im Dienste des Habsburger-Mythos: Der Radetzky

Der Radetzky (1932) ist entgegen der traditionellen Interpretation ein klares Beispiel dafür, dass Roth keine ‚unkomplizierte Welt des Friedens und der Unschuld‘ malt – auch nicht in der Vergangenheit. Zentral für den ganzen Roman und damit für die Sicht der Figuren von Vater und Sohn Trotta ist die Geschichte des Großvaters Joseph Trotta, des Helden von Solferino.

Die Geschichte der Adelsfamilie Trotta von Sipolje beginnt mit der Heldentat des einfachen Leutnants Joseph Trotta. In der Schlacht bei Solferino rettet er Kaisers Franz Joseph das Leben, wird ausgezeichnet, befördert und von seinen slowenisch-bäuerlichen Vorfahren „durch einen schweren Berg militärischer Grade“ (ROTH 1991/5: 144) getrennt. Er gründet eine neue, standesgemäße Existenz und unvorstellbar ist für ihn, anders sterben zu können als im Kaiserdienst. Doch eben dies geschieht. Eine pragmatische Veränderung in der Dar-

stellung seiner Heldentat, die er im Lesebuch seines kleinen Sohns entdeckt, bewirkt bei Joseph Trotta die völlige Desillusion über das, was den Gang der Welt bestimmt. Trotta, der einfache ‚Ritter der Wahrheit‘, hatte natürlich an die heilige kaiserliche Vollmacht geglaubt. Nachdem ihm der Kaiser selbst die Klugheit der Minister als letzte Instanz der Weltverwaltung vorstellt, verlässt er die Armee, entzieht sich der Welt und nähert sich wieder der Lebensweise seiner bäuerlichen Vorfahren. Entscheidend für den Verlauf des erst hier einsetzenden Romangeschehens aber ist, dass der Bund mit dem Kaiser sich als unwiderruflich erweist. Trotta wird in den erblichen Adelsstand erhoben und sein Sohn durch geradezu persönliche kaiserliche Unterstützung seiner Ausbildung für den Kaiserdienst beansprucht.

Nach dem ersten Bruch mit der Tradition (Trottas Wechsel von der Peripherie ins Zentrum, vom Bäuerlichen ins Kaiserliche) folgt, diesmal eher im Inneren, ein neuer: „Vertrieben war er aus dem Paradies der einfachen Gläubigkeit an den Kaiser und Tugend, Wahrheit und Recht, und gefesselt in Dulden und Schweigen [...]“ (ROTH 1991/5: 149) Baron Joseph Trotta von Sipolje findet in seiner Umgebung kein Verständnis und fühlt sich zur Stummheit verurteilt. Dem Sohn, der nicht ihm, sondern dem Kaiser gehören soll, vermittelt er seine Erkenntnis nicht, im Gegenteil: mit seinem Testament entzieht er ihm Grund und Boden, um ihm eine als möglichst ungebrochen erfahrene Karriere im kaiserlichen Dienst zu ermöglichen. Franz von Trotta, der spätere Bezirkshauptmann, wird im kaiserlichen Internat erzogen und kennt die Heldentat seines Vaters lediglich aus dem Lesebuch; nach dem Tod des Vaters bleibt ihm nur dessen Porträt. Unbelastet bekleidet er sein Amt und der Dienst für den Kaiser wird ihm, vermeintlich im Einklang mit der Familientradition, heilig. Das Latente taucht erst wieder in der Enkel-Generation auf.

Franz von Trotta, der in den Verfilmungen des Romans als Essenz des Österreichertums interpretiert wird, trägt also ziemlich ambivalente Züge. Seine vorbildliche Hingabe an das System, die sich noch in den intimsten Details seines Lebens äußert, sein liebevoll geschildertes ästhetisierendes Spartanertum wird als Produkt einer missverstandenen Tradition dargestellt, als künstliches Gebilde. Die seiner Situation inhärente Ironie ist zwar wiederholt betont worden, hat aber das traditionelle Trotta-Bild noch nicht angemessen korrigiert. Es wird etwas verehrt, was sich schon als degradiert erwiesen hat. Die Bürokratisierung der heiligen Idee des Kaisers wird von Roth als Vorstufe deren völligen Entwertung betrachtet. So ist der Bezirkshauptmann zweifellos einer der rothschen Väter, die blind und ‚versteinert in der Zeit‘ das Unglück ihrer Söhne – der rothschen ‚letzten Generation‘ – vorbereiten. Andererseits wird der Auslöser der Katastrophe noch vor ihrer Zeit lokalisiert, dort, wo manch einer eine märchenhafte Idylle sehen will.

Das Problematische einer Tradition, die äußerlich perfektioniert und zugleich nicht zu hinterfragen ist, wird im Roman unter anderem durch das Motiv des

Bildes thematisiert. Im Herrenzimmer des Bezirkshauptmanns führt der Enkel stumme Gespräche mit dem Porträt des Helden von Solferino: „Es zerfiel in zahlreiche tiefe Schatten und helle Lichtflecke, in Pinselstriche und Tupfen [...]. Nichts verriet der Tote. Nichts erfuhr der Junge.“ (ROTH 1991/5: 169) Ähnlich ergeht es dem Bezirkshauptmann, der das Antlitz des Vaters erst dann zu studieren versucht, als er mit dem Unglück seines Sohns konfrontiert ist:

Das Gemälde zerfiel in hundert kleine, ölige Lichtflecke und Tupfen [...]. Und im tiefen Dämmer glaubte er, das Angesicht seines Vaters lebendig schimmern zu sehen. Bald näherte es sich ihm, bald entfernte es sich, schien hinter die Wand zu entweichen und wie aus einer unermesslichen Weite durch ein offenes Fenster ins Zimmer zu schauen. Herr von Trotta verspürte eine große Müdigkeit. [...] Er schloss die Augen. (ROTH 1991/5: 369)

Zwischen den Schicksalen von Enkel und Großvater Trotta gibt es zahlreiche Parallelen, doch steht der Enkel immer im Schatten des Helden. Carl Joseph Trotta wird vom Vater – wieder im vermeintlichen Einklang mit der Familientradition – zur Karriere beim Militär bestimmt. Als Enkel des Helden von Solferino versteht er seine Aufgabe in der permanenten Bereitschaft, für den Kaiser eingesetzt zu werden. Je mehr er aber Zeuge der Entweihung und Entwertung der kaiserlichen Autorität wird, desto weniger fühlt er sich der Tradition der Trotta gewachsen. Zwischen der Pflicht, den Kaiser zu retten, und der Unretbarkeit des allmählich absterbenden Vielvölkerstaats besteht für ihn ein unüberwindbarer Widerspruch. Er weiß nichts von der Desillusion seines Großvaters und orientiert sich an einem Ethos, das für ihn eine zu hohe Messlatte darstellt. Ähnlich wie der Großvater kann Carl Joseph seine zwiespältige Erfahrung der Welt nicht mitteilen, ähnlich wie der Großvater entscheidet er sich, die Armee und den Kaiserdienst zu verlassen und die bäuerlichen Wurzeln der slowenischen Trotta wiederzufinden; ähnlich wie der Großvater geht er zuletzt für den Kaiser in den Krieg. Nur geschieht all dies ohne Glanz und Entschlossenheit. Wo der Großvater aktiv handelt, duldet und erleidet sein Enkel oder wird getrieben. Er stirbt im Krieg, wie es sich für einen Trotta ziemt, aber der ihm in Ohren klingende Radetzkymarsch unterstreicht nur den zivilen, nicht-heroischen Charakter seiner letzten Tat: er will seinen durstigen Männern Wasser vom Brunnen holen. Das ist, was er für seinen Kaiser tun kann.

Erst der Tod des Sohns lässt den künstlichen Lebensraum des Bezirkshauptmanns endgültig in sich zusammenbrechen. Franz von Trotta akzeptiert die unheimliche Tatsache, dass seine Welt tot ist – er wartet nur noch den Tod des alten Kaisers ab, um auch zu sterben. Der stille Seufzer des sterbenden Kaisers: „Wär ich nur bei Solferino gefallen!“ (ROTH 1991/5: 453) umspannt gleichsam die Existenz des Adelsgeschlechts Trotta von Sipolje und stempelt sie definitiv zu Schicksalen, „welche die Geschichte fallen lässt.“ (ROTH 1976/4: 406)

Die Möglichkeit, den letzten Trotta als ‚modernen‘ Menschen zu entwerfen und ihn die patriarchalische Tradition überwinden zu lassen, verfolgt Roth in seinen anderen Romanen. Vor allem in seinen früheren Werken, aber auch z.B. in der *Kapuzinergruft*, wo Europa nach dem I. Weltkrieg geschildert wird, gelangt er im Kontext der Heimkehrerproblematik immer wieder zu einer konstanten Schlusszene: die Fesselung der Überlebenden und Entwurzelten in der ‚geräuschvollen Leere der Gegenwart‘. (ROTH 1976/1: 845) Das ist Roths moderne Alternative zum altmodischen Pathos eines kaisertreuen Todes. Sie ergibt sich aus seiner Sicht der ‚zerstörerischen Neuzeit‘, die zugleich von Ideologien und von Chaos beherrscht wird.

Roths späte Hinwendung zum Thema Altösterreich ist zweifellos als Apologie der Monarchie zu verstehen, doch in einem sehr spezifischen Sinne: insofern sie der Vorstellung ‚eines utopischen Reichs, das Lebensmöglichkeiten für alle ethnischen und religiösen Gruppen bot,‘ (WILLERICH-TOCHA 1984: 206) entspricht. Im Großen und Ganzen kann sein Österreichbild keinesfalls als idyllisch und bloß affirmativ betrachtet werden.

Mensch und Gesetz: Das falsche Gewicht

Nach Václav Bělohradský (1990:46) entwickelte sich im alten Österreich durch die Bürokratisierung der universalistischen Idee des Reichs ein spezifisches Ethos, das sich durch Flucht in Unpersönlichkeit, in Paragraphen und Gesetze auszeichnete. Eben diese heutzutage zentrale Tendenz, die nicht-exakte, vieldeutige Lebenswelt auf einen gemeinsamen Nenner mit der Rationalität des Staates zu bringen, sei aber gerade für die geistige Krise des abendländischen Menschen verantwortlich. Die Denker aus dem geistigen Raum der ehemaligen Monarchie haben nach Bělohradský sehr früh auf diese Situation reagiert und folgende Zentralfragen gestellt: Kann das Gesetz im Sinne einer unpersönlichen Exaktheit Quelle einer wirklichen Universalität und Grund einer Zivilisation sein? Kann der Mensch sich von all dem lossagen, was ‚anders als Gesetz‘ ist? Verbirgt sich hinter der allgemeinen Flucht zu Gesetz und Uniform nicht etwas Nihilistisches? Die mitteleuropäische Literatur, so Bělohradský, ist voller Figuren, die aus den Requisiten der Exaktheit herausfallen und von einer elementaren Lebensenergie mitgerissen werden, um sich von ihr tödlich und zugleich tröstlich überwältigen zu lassen. An erster Stelle nennt er in diesem Zusammenhang den Eichmeister Eibenschütz von Joseph Roth.

In der Untergangsgeschichte eines staatlichen Eichmeisters in der östlichen Peripherie der Habsburgermonarchie spielt die Beziehung Mensch – Gesetz eine zentrale Rolle. Jemand, der ähnlich wie die Trotta seine Identität von der Zugehörigkeit zu einer Institution ableitet – dem Militär, dem staatlichen Verwaltungsapparat – wird wortwörtlich ‚aus der Bahn geworfen‘ (ROTH 1991/6: 174) und vernichtet sich selbst durch eine dunkle Leidenschaft. Er

fühlt Selbsthass und Desillusion, ist aber nicht im Stande irgendeine Ursache für seinen Fall auszumachen. Der Tod wird als Erlösung angenommen.

Anselm Eibenschütz ist ein ehemaliger Soldat, der nach zwölfjährigem Militärdienst auf Wunsch seiner Frau in die zivile Laufbahn wechselt und staatlicher Eichmeister im östlichen Grenzgebiet der Monarchie wird. Den Schritt aus der Obhut der Kaserne empfindet er bald als verhängnisvoll. „Er war nicht gewohnt zu entscheiden. Zwölf Jahre hatte er gedient. Er war gewohnt zu gehorchen.“ (ROTH 1991/6: 174) Seine Haltung gegenüber der Umwelt besteht aus Gehorchen und Verlangen: Er verlangt Liebe von seiner Frau, der er gehorcht; er gehorcht dem Gesetz und verlangt seine Befolgung von der Bevölkerung. Die Frau betrügt ihn mit seinem eigenen Schreiber, die Bevölkerung hasst ihn und hintergeht ihn auf eine tückische, ungreifbare Art. Eibenschütz versteht all das nicht: Wie ist es möglich, dass das Gesetz – seine persönliche Richtlinie und zugleich „das öffentlich anerkannte Schutzmittel gegen das Chaos [–] nicht verhindern kann, dass das Chaos in Eibenschütz' Leben einbricht“? (BRONSEN 1974: 574) Er misst, gleichsam als Eichmeister des Privaten, seiner untreuen Frau eine ‚gerechte‘ Strafe zu, verfällt aber kurz danach einer irrationalen Liebesleidenschaft zu der Freundin seines größten Gegners, des nicht zu fassenden Betrügers und Verbrechers Jadlowker. Das gesetzlose Milieu der Grenzschenke, die jene unerreichbare Frau, die Zigeunerin Euphemia Nikitsch, bewohnt, saugt ihn völlig auf. Sein Handeln, das aus dieser Situation folgt, kann er selbst kaum noch gerecht finden, kann aber auch nicht beurteilen, ob er mehr Unrecht erleidet oder zufügt. Verzweifelt fragt er, wer die Welt eigentlich regiere. Eine Art Antwort erhält er, als er, von Jadlowker tödlich verletzt, in einem Todestraum dem ‚Großen Eichmeister‘ begegnet, der ihm sagt: „Alle deine Gewichte sind falsch, und alle sind dennoch richtig. Wir werden dich also nicht anzeigen!“ (ROTH 1991/6: 222)

Das Ende des 1937 erschienenen Romans ist unterschiedlich interpretiert worden, oft in dem Sinne, dass Roth vor der unerträglichen Realität der 30er Jahre ins Irrationale geflohen und zu einer völligen Indifferenz⁷ gelangt sei. Zu bedenken ist aber auch folgende wichtige Bedeutungsebene der Geschichte: Das Wort *Gesetz* impliziert bei Roth sowohl das bürokratische, dessen Unzulänglichkeit vorgeführt wird, als auch das göttliche, jenes des Alten Testaments. Das Zusammenspiel dieser beiden Aspekte ergibt folgende Konstellation:

Eichmeister Eibenschütz gehört erstens dem untergehenden k.k. Kosmos an: Die Peripherie spiegelt die Zerfallerscheinungen in verstärkter Form, der Untergang des Doppeladlers vollzieht sich weit vom Zentrum des Verwaltungsapparats entfernt und mit einem gewissen Vorlauf. Der Eichmeister als Symbol der zentralisierten, uniformierten Ordnung wird von einer ordnungswidrigen Welt absorbiert und vernichtet. Die wilde Welt ohne Regel verfügt über mehr

Lebenskraft als jene bürokratisch organisierte. So gesehen ist Eibenschütz ein Verwandter Carl Joseph Trottas – beide sind zu schwach, um die Aufrechterhaltung des Kaiserlichen zu sichern.

Zweitens gehört Eibenschütz in die Gemeinschaft von Roths jüdischen Figuren. Durch den Verweis auf seine jüdische Abstammung wird seine Hingabe an das weltliche, militärische und bürokratische Universum als ein Sich-Entfernen von der religiösen Tradition entlarvt, als Verlust des Heiligen.⁸ Die Beschwörung des Unwahren ist hier nicht nur Irrtum, sondern zugleich Sünde. In dieser Hinsicht ähneln Eibenschütz und sein Schicksal der Figur des Militärarztes Max Demant aus dem *Radetzky*.

Eibenschütz, ‚der Redliche‘, wird im Roman dem frommen jüdischen Gerechten Mendel Singer gegenübergestellt. Der existenzvernichtende Eingriff des Eichmeisters im armseligen Geschäft der Frau Singer und der sich anschließende Dialog zwischen Eibenschütz und Mendel Singer konfrontieren das (bürokratisch) Legale mit dem (menschlich) Legitimen. Der ‚Große Eichmeister‘, von dem Eibenschütz schließlich symbolisch gerichtet wird, hat das äußere Erscheinungsbild Mendel Singers: es ist ein jüdischer ‚Großer Eichmeister‘, der Eibenschütz' falsche Gewichte sieht und ihn trotzdem nicht verurteilt.

Das, was Bělohradský „Tragödie des Rationalismus“ nennt, wird also bei Roth vor einem religiösen Hintergrund gesehen. In diesem Punkt unterscheidet sich Roth von anderen Zeitgenossen, deren Prosa den Zerfall der Donaumonarchie thematisiert.⁹

Welt der Unerlösten. Die Geschichte der 1002. Nacht

Der letzte Roman Roths (1939) leugnet jede Illusion eines idyllischen Gestern. Der Wertezerfall, dessen Auswirkungen Roth in seinem Frühwerk an der Nachkriegswelt demonstrierte, wird hier als längst gegeben präsentiert. Während die Melancholie der Desillusionierung der Handlung im *Radetzky* einen tragischen Hauch verleiht, tummelt sich hier vor den Augen des Lesers eine trügerische Vielfalt reizvoll leichtbewegter Szenen aus einer des Individuellen entleerten und daher nihilistischen Welt – so erscheint das franzisco-josephinische Wien des Rittmeisters Baron Taittinger, seiner Geliebten ‚aus dem Volke‘ Mizzi Schinagl und der anderen „Funktionsträger einer vergehenden Ordnung, aus der, einem Labyrinth gleich, es kein Entrinnen gibt.“ (KNITTEL 1986: 255)

Wie Knittel betont, zeigt sich eine gedankliche Armut und die Entindividualisierung Baron Taittingers schon auf der Ebene seiner Sprache, in der das Besondere, Unverwechselbare dem Klischee zum Opfer fällt. Für Taittinger gibt es „nur drei Klassen von Menschen: an der Spitze standen die ‚Charmanten‘;

⁸ Zu dieser These vgl. MAGRIS (1974: 302f.)

⁹ Vgl. z.B. das Bild der Monarchie in Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*.

⁷ Vgl. z.B. die Interpretation des Romans bei BRONSEN (1974: 576)

dann kamen die ‚Gleichgültigen‘; die dritte und letzte Klasse bestand aus ‚Langweiligen‘.“ (KNITTEL 1986: 256f.; ROTH 1991/6: 360) Dies ist Taittingers Sicht der Menschen, aber auch der Ereignisse – selbst seine eigene Geschichte lässt sich mit diesem Begriffsapparat fassen: zunächst eine *charmante Liaison* mit der süßen ‚kleinen‘ Mizzi aus Sievering, die den Baron an eine Gräfin erinnert, dann die *gleichgültige* Phase von Mizzis Schwangerschaft und von Taittingers Distanzierung sowie ihres Wiedertreffens im Freudenhaus, wo Mizzi Arbeit und zugleich ein Zuhause gefunden hat, schließlich das *langweilige* Stadium von Taittingers peinlicher Kuppelleiaffäre im diplomatischen Dienst: Zwar gelingt es ihm, die Prostituierte Mizzi zur „Lieblingsfrau“ des persischen Schahs zu machen, er verwickelt sich dabei jedoch in eine fatale Serie banaler Ereignisse, an deren Ende Öde und Ausweglosigkeit stehen. Er erkennt, dass seine vermeintlich vergessene Affäre ihn immer wieder einholt und eine Rückkehr zum Militär vereitelt. In dieser Situation begeht er Selbstmord.

Die Existenz Baron Taittingers erscheint eigentlich nur in dem Ordnungsrahmen des Militärs denkbar. Zweimal hat er die Obhut der Kaserne verlassen: das erste Mal, um im diplomatischen Dienst „die alte, liebe, gutvertraute Luft der weltmännischen Lüge“ (ROTH 1991/6: 360) zu atmen, doch scheitert er an der unauflösbaren Verwicklung der privaten und dienstlichen Sphäre. Das zweite Mal ist er nicht mehr der Herr der Situation. Es sind die Folgen seiner früheren Affäre, die ihn aus dem Militärdienst drängen. Er wird zum Instrument in den Händen seiner pragmatischen ‚Freunde aus dem Volke‘, lässt sich erpressen und in weitere Affären verwickeln, die ihm das Einzige, worauf er noch hofft, nämlich die Rückkehr zu seinem Regiment, definitiv versperren.

Wie Magris treffend formuliert, ist der elegante und zugleich lebensunfähige Rittmeister Taittinger ein „in den sozialen Mechanismen gefangenes Individuum“, dessen Seichtheit, Oberflächlichkeit und ganzes Schicksal aus „der ständigen Verdrängung des Beunruhigenden und Problematischen“ (MAGRIS 1974: 313) resultieren. Bis zu seinem Ende ist er wie von einer ihm unbekanntem ‚Mechanik‘ getrieben. Den Zusammenhang zwischen seinem Handeln, und den ‚fremden Geschichten‘, die in sein Leben eindringen und ihn zuletzt vernichten, kann er zwar ahnen, aber nicht durchschauen. Er findet keinen Ausweg aus der ‚banalen Hölle der Alltäglichkeit‘ die jeden Bezug zur Transzendenz verwehrt. Dementsprechend ist sein Ende „sinnlos und zufällig, Konsequenz trivialer Verirrung“ (MAGRIS 1974: 313) und bedeutet auch nicht das Ende des Romans; dieser mündet vielmehr in das „Überleben der Kleinbürgergestalten, die sich dem falschen Glanz des lächerlich lebensuntüchtigen Aristokraten Taittinger als überlegen erweisen.“ (KNITTEL 1986: 267)

Taittinger wird mitunter als karikierte Version von Carl Joseph Trotta verstanden: Ähnlich wie die Trotta figuriert auch er in den geheimen Akten der kai-

serlichen Ministerien. Aber es ist nicht Heldentat, sondern Skandal, was seinen Namen bekannt macht. Der ‚beneidenswert gelangweilte‘ Rittmeister steht im Mittelpunkt einer äußerst profanen, aus dem Rahmen der 1001 Märchennächte verbannten Geschichte, die nicht im Lesebuch, sondern zuerst im Schundroman und zuletzt in einem Prater-Panoptikum „verewigt“ und den Massen als Attraktion verkauft wird. Illusion der *pietas* und Treue, die Roth noch im Radetzky marsch auf die Vergangenheit projiziert hatte, erfährt hier laut Magris ihre völlige Zerstörung.

Taittingers Schicksal spannt sich zwischen zwei Besuchen des persischen Schahs in Wien, die den Wiederholungscharakter des im Kern nichtigen Geschehens verdeutlichen. Dem kontemplativen Blick des persischen Eunuchen Pantominos erscheint das Gesetz der ewigen Abwechslung, dem die Menschen unterliegen, als Quelle der Verirrung und des Unglücks. Der Beschnittene, „dessen vitaler Trieb geschwächt ist, der in diesem Sinne eine nichtmenschliche Existenz führt“ (KNITTEL 1986: 251) und eine Art Instanz des Jenseits darstellt, ist gegen eine unkritische Verklärung der Vergangenheit immun: „„Alles verändert sich, Herr“, antwortete der Eunuch. „Und alles bleibt sich dennoch gleich.“, (ROTH 1991/6: 512)

Roths späte Skepsis äußert sich hier auf eine Weise, die seinen ‚Rückzug aus der Geschichte‘¹⁰ zugleich rechtfertigen soll: die märchenhaften Kulissen seiner späten Romane und Novellen lassen diese literarischen Werke als Exempel erscheinen, die die universelle Geltung des Werteverfalls demonstrieren.

Roths Österreich

Im Werk Joseph Roths wird bis heute unkritisch und einseitig der apologetische Aspekt seines Österreichbildes hervorgehoben. Roths positive Wertung der Habsburger Monarchie beruht auf der Überzeugung, dass sie ‚ein Mehr an Humanität‘ bot als das von Ideologien beherrschte Europa nach dem 1. Weltkrieg. Eine Analyse seiner Romane verdeutlicht aber zugleich Roths sehr kritische Haltung gegenüber den rationalistischen und säkularisierenden Tendenzen der Moderne. Sein Österreichbild muss daher im breiteren Rahmen seiner Kritik der abendländischen bürgerlichen Welt gesehen werden, welcher er jüdisch-religiöse Werte entgegenstellt. Während im Frühwerk beide gesellschaftlichen und religiösen Modelle konkurrieren, bilden die jüdisch-religiösen Werte später eher einen ordnenden gedanklichen Hintergrund, vor welchem auch Roths Österreichbild zu lesen ist.

Sein wachsender Kulturpessimismus verlegt die für ihn positiven Werte der Tradition, der Religiosität und des humanistischen Universalismus in die uner-

¹⁰ Roth thematisiert in seinen letzten Romanen deren historischen Bezugsrahmen nicht, obwohl einige Untersuchungen nachweisen, dass er sich auch hier gezielt historisch belegbarer Ereignisse bedient. Vgl. dazu WIRZ (1997).

reichbare Vergangenheit, so dass seine letzten Romane eher als Anti-Bildungsromane über Einsamkeit und Depersonalisation zu verstehen sind. Der letzte Roman, *Die Geschichte der 1002. Nacht*, bietet ein desillusioniertes Bild auch noch jener Vergangenheit, die als *Austria felix* traditionell mit Roth assoziiert wird¹¹ (was jedoch nicht einmal bei Roths berühmtem Österreichroman *Der Radetzkymarsch* völlig gerechtfertigt ist).

Die einzige uneingeschränkte Verklärung des alten Kaiserreichs findet sich in der Novelle *Die Büste des Kaisers* (1935). Es ist aber bezeichnend, dass der Protagonist Graf Morstin, „einer der edelsten und reinsten Typen des Österreichers schlechthin“ (ROTH 1991/5: 654), zugleich „wie aus einer anderen Welt“ (ROTH 1991/5: 660) erscheint. Alle so genannten ‚typischen Österreicher‘ bei Roth sind Außenseiter: je mehr dem Kaiser und seinem bürokratischen Apparat ergeben, desto weltfremder; je weiter vom Kaiser als – zumindest vermeintlich – ordnungsstiftender Instanz, desto hilfloser in der chaotischen, amorphen Welt. Außer einer Transzendenz, die Magris ‚vage‘ und ‚synkretistisch‘ nennt, gibt es beim späten Roth kaum positive Werte. Auf das Herausfallen aus den Strukturen des Gesetzes reagieren zwar die Figuren mit einer spontanen Bejahung, sie erweist sich jedoch als Todestrieb.

Das ‚Schöne‘ an Roths Österreich-Romanen ist lediglich die Illusion, die der Autor selbst zerstört. Doch er genießt sich auch, und daher wird manchmal übersehen, dass in der Form der klassischen Epik eine „alle klassischen Ideale widerlegende Handlung erzählt wird.“ (MAGRIS 1988: 302) Die Figuren seiner k.k. Beamten und Offiziere zeigen aber deutlich, wie zwiespältig seine Trauer nach dem Kaiserreich war.

Literaturverzeichnis

- BĚLOHRADSKÝ, Václav (1990): Mitteleuropa: rakouská říše jako metafora [Mitteleuropa: Habsburgerreich als Methapher]. – In: *Tvar* 6–9, Praha, 46.
- BRONSEN, David (1974): *Joseph Roth. Eine Biographie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- FREY, Reiner (1983): *Kein Weg ins Freie. Joseph Roths Amerikabild*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- GOLDMANN, Lucien (1984): *Literatursoziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- HABERMAS, Jürgen (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- HACKERT, Fritz (1967): *Kulturpessimismus und Erzählform*. Bern: H. Lang & Cie, a.G.
- KNITTEL, Michael Franz Georg (1986): *Das säkularisierte und jüdisch-religiöse Individualismus im Erzählwerk Joseph Roths*. University of California, Irvine (Diss.),
- LUKÁCS, Georg (1965): *Die Theorie des Romans*. Neuwied: Luchterhand.
- MAGRIS, Claudio (1988): *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg: Otto Müller Verlag.
- MAGRIS, Claudio (1974): *Weit von wo. Die verlorene Welt des Ostjudentums*. Wien: Europaverlag.
- ROTH, Joseph (1970): *Der neue Tag*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- ROTH, Joseph (1976): *Joseph Roth Werke*. Hg. v. Hermann Kesten. Bd. 1, 4. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- ROTH, Joseph (1991): *Joseph Roth Werke*. Hg. v. Fritz Hackert. Bd. 5, 6. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- WILLERICH-TOCHA, Margarete (1984): *Rezeption als Gedächtnis. Studien zur Wirkung Joseph Roths*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- WIRZ, Irmgard (1997): *Joseph Roths Fiktionen des Faktischen. Das Feuilleton der zwanziger Jahre und „Die Geschichte der 1002. Nacht“ im historischen Kontext*. Berlin: Erich Schmidt.

¹¹ Vgl. dazu MAGRIS (1974). Was Roths Spätwerk betrifft, beruft sich diese Abhandlung vorwiegend auf Magris und seine höchst konsequenten Analysen.